

# DREI BRIEFE VON HERMANN BAHR AN DEN HERAUSGEBER.

1.

Berlin, März 1907.

**T**ROTZDEM, lieber Franz Blei —  
Ich weiß alles, ich leugne nichts. Ihr habt recht. Ja ja ja —  
Und trotzdem —  
Ob ich gleich, glaubt mir's! schon auch an mir selbst die Wut  
auf diese Stadt Berlin erfuhr — o ja —

Trotzdem bin ich dieser Meinung bleibend, daß in ihr gut zu leben ist: weil sie reizt und stößt und treibt, wilden Atem hat und keine Rast läßt. Mögt ihr andere Städte preisen, sie sind alt und mir ist jetzt wieder so, daß ich das Alte hassen muß; ich will ungeschnürt sein. Aber sie hier hört man überall knistern vor Gier, neu zu werden. Andere sind, aber diese wird erst, wird täglich, wird vor mir — welche Lust, sie sich in Qualen um ihre Form winden, in einer ungeheuren Erektion ihres aufgepeitschten Willens triefen und dampfen und spritzen zu sehen, sie sich gebären zu sehen! Was sie wird? Wie sie wird? Wir werden's ja Gott sei Dank nicht mehr erleben. Und vielleicht . . . Ihnen, lieber Blei, darf ich's ja verraten: ich habe Verdacht, als ob das Sein niemals, daß immer nur das Werden schön sei. (Hier können Sie sich eine Digression zu den „Impressionisten“ machen, deren Macht auf dieser Einsicht in „das Werden als Wesen der Schönheit“ allein ruht, worüber, wenn Sie's ihm sagen, Chamberlain wütend werden muß, dieser antiheraklitische Pedant, den ich deshalb auch immer so stark als antiwagnerisch empfinde — wie lustig ist das, daß heute alle auf den falschen Plätzen stehen, und keiner weiß es: die bürgerlich „Bravsten“ der strengen Ordnung glauben Sozialdemokraten, Philologen von Adjektiven brüsten sich, Artisten zu sein, und einen rechtschaffenen Anarchisten wird man bald nur im Zentrum noch finden . . . *heles*, wie lustig ist das Perverse dieser Welt!)

Und dann (was mit dem vorigen nicht recht zusammenhängt, nein, aber wo hängt denn Wahrheit je zusammen?), dann, lieber Erotiker in Blond, das muß ich auch noch sagen, weil Ihr es nicht zu fühlen scheint: das Wunderschöne dieser Stadt Berlin ist, daß sie so scheußlich ist. Darum kann sie keinen betrügen. Darum dieser Durst nach Schönheit, der ihr in allen Adern brennt. Hier ist noch niemals Schönheit gewesen. Die Menschen sind verschmachtet nach ihr. Und nichts ist da, diese zehrende Not zu stillen, als was sie aus sich selber holen. Darum sind sie bereit, sich aufzuschlitzen, um sich nur irgend einen Tropfen Schönheit auszusaugen . . . Andere Städte haben alte Fetzen vergangener Schönheit hängen, damit decken sie sich trügerisch zu, hinten aber stinkt's — wie denn, Freund, unser geliebtes Wien nur durch eine rauhe Jugend zu retten wäre, die grausam es erst aus seinem Leichentuch von Schönheit rissen, dann vielleicht . . . wenn

es sich nackt sieht, in der Blöße seiner Gegenwart, wenn es sich schämt, wenn es sich vor sich entsetzt . . . dann vielleicht noch!

Sehen Sie sich doch den Gitagowinda des Dschajadeva jetzt einmal an, in der Übersetzung von Reinhard Wogen! Mir war das eine heitere Stunde. Radha seufzt, am Ufer der blauen Jamuna, nach ihrem geliebten Vanamal:

O Geist der Welt, o Liebesgeist,  
bring mir noch einmal Vanamal,  
Dann nimm mir, was man Leben heißt  
und heißen sollte: Liebesqual!

Ist das nicht reizend? Besonders dies „Noch einmal — dann“ find ich so lieb. Glauben wir nämlich immer . . . Und bisweilen eine Schlichtheit der Leidenschaft, wie nicht schöner in der Anthologie. Und, wie in dieser, oft fast unheimlich, daß in der Geilheit Sanftestes, Zartestes und Drohendes, Hämisches so dicht beisammen liegen. Worüber man einmal ernsthaft handeln müßte — aber, lieber Franz Blei, besser erst im Frühling, denn dann sieht dies vielleicht ganz anders aus, wie ich denn meine, zu Bemerkungen über des Menschen Art und allen psychologischen Beobachtungen sollte immer hinzugefügt werden, wie viel Meter über dem Meer und zu welchen Graden Celsius sie gemacht wurden, denn mit jedem Meter, bei jedem Grade, je nach der Feuchtigkeit der Luft wechseln die Wahrheiten über uns.

Ihr

Hermann Bahr.

2.

Grado, am 4. Mai.

Nackte Menschen im heißen Sand, das blaue Meer mit weißen Schäumen und draußen rings kreisend die gelben, braunen, roten Segel der Fischer, vom Winde geschwellt. Und hier geschieht das Wunder: hier weiß man nichts von Berlin. Sehen Sie, das ist die andere Seite dieser seltsamen, bald furchtbaren, bald lächerlichen Stadt: der Berliner fühlt, sie sei die Welt, und dieses prahlende Gefühl steckt jeden dort an; aber am anderen Tag, südlich fahrend, in München erwachend, fand ich es nicht mehr, hier war eine andere Welt, jener ahnungslos, und man staunt, wie unberlinisch die Menschheit doch geblieben ist, was dort niemand glauben kann, noch will. Sie glauben dort die Mitte der Erde zu sein, dies macht sie so stark und kühn, aber der Erde ist nichts davon bekannt, dies macht sie ein wenig komisch. Sie fühlen sich als Richter über alles, aber schon drei Meilen weiter gilt das Urteil nicht mehr. Und im heißen Sand, am blauen Meer, wenn die gelben, roten, braunen Segel schwellen, weiß man, daß kein Urteil gilt, kein Wunsch des Verstandes, kein menschlicher Rat, dies alles schwemmt die Welle weg, es zerrinnt in den linden Winden und auf entgeisteten Sinnen schwingt sich

die liebe Seele festlich empor. Ihr guten Kinder, wie lange wollt ihr euch noch denkend quälen? Es erstickt die Seele. Schläfert es ein, dann erwacht sie. Hört die Wellen schnauben, seht die Segel glänzen, fühlt den knisternden Sand und es kreist alles und es schwillt alles und es lechzt alles und die weite Stille wird rufend und das Schweigen laut und die Ferne nah. Entbilde dich, sagt unser guter Angelus Silesius. Im Boote liegen, die Hand ins glucksende Wasser getaucht; im Winde schweben; in der sengenden Sonne glühen . . . und nichts mehr wissen, nur das Wasser fühlen und den streichenden Wind und die Sonne, die brennend steht, und fühlen. Dies alles gleicht dir, daher kommst du, dahin gehst du, darin bleibst du, dies alles ist du! — Kurz, Lieber, wir wissen es ja längst, nur müssen wir es uns immer wieder entdecken: der „Geist“ ist der böse Feind, nur im Sinnlichen sind wir gut und schön; was man uns seit tausend Jahren lehrt, will uns nur um uns betrügen, alle „Bildung“ zum Menschen ist Abweg, Umweg, und zurück ins Tier und aus dem Tier empor geht unser wahrer Weg zu Gott, zu uns selbst, wo wir wieder unschuldig sein werden wie der glitzernde Sand, das wehende Meer und der strahlende Wind. Sie wissen das, lieber Blei, und Dehmel weiß es und wir Erotischen wissen es alle, aber warum sind wir feig?

Abends dann in der guten Stadt Triest, den Blick auf die lockenden Taue, Wimpel, Schlotte des Hafens, las ich noch Freds „Indische Reise“. Tagebuchblätter nennt's der Autor, und diesen Reiz des Erlebten, des Persönlichen, des inneren Abenteuers haben sie wirklich. Ich mag Fred gern, als einen klugen, im Wechsel von Städten erprobten Mann, der gelassen erzählt, das lyrische Wedeln und Winseln der nach Adjektiven schnappenden Feuilletonisten verschmäht und schon bemerkt hat, daß die Welt weit ist und der Mensch gering. Sie haben gewiß auch schon sein gescheites Vorwort zu Lautrecs „Elles“ gelesen. Immer bewährt er dasselbe jetzt in Deutschland nicht gewöhnliche Talent: seinen persönlichen Ton zu behaupten, ohne doch durch ihn die Sache zu vergewaltigen.

### 3.

Sankt Veit, am 13. Mai.

Es war sehr lieb von Ihnen, mir Ihren Lukian mit den Klimts zu schicken. Da kann ich nun im Grase liegen und schwelgen. Der wilde Wein streckt an der weißen Mauer seine bräunlich ergrünenden Tatzen aus, den blauen Flieder treibt's mit Macht hervor, rot springen die Kastanien auf. Und die Hex, mein Dakel, ist läufig; um den Zaun des Gartens wimmern schnaufende Hunde gierig nach ihr, ein schäbiger schwarzer Pudel ist wie toll. Ungeheuer schwillt das Leben rings, ungeheuer geil ist alles aufgereckt, ungeheuer steht überall der Drang im lichten Dunst des Mai rings um mich. „Euvi! Euvi! In phrygischen Lauten! Singet dem Gott zu den dröhnenden Pauken! Euvi!“ Ich aber, ins Gras gelegt, während gelind mir der junge Wind durchs Haar

rinnt, und über das ausgebreitete Buch aufgestützt, trinke Klimt, den hellen Heiden. Die da draußen, wo sie alles wissen, glauben, daß er nur mit Linien spiele. Arme Toren, daß ihr die namenlose Macht dieser heilig schwörenden Geilheit nicht vernehmt! Hier ist der einzige, dem keine bürgerliche Scham die blühende Natur verdunkelt. Der einzige, der wieder heidnisch blickt. Der einzige, dem das Weib überall Weib ist — ihr hängt die paar Stellen zu, die für euch am Weibe erregend sind, er aber weiß, daß alles am Weibe der Lust gehört, daß alles am Weibe „Geschlecht“ ist, daß Gott uns das Weib gegeben hat, um durch Erregung unsere Tiefen aufzustoßen, aus welchen allein der Sinn und Wille alles Lebens dampft.

Meine Hex knurrt, heiser hat sich der Pudel geheult, lau schmeichelt die Luft, ein Dehnen und ein Strecken und ein Greifen und ein Drängen und ein Saugen und ein Lechzen und ein Schwirren und ein Schweifen und ein Schwälen ist um mich, Gras erglänzt und Biene surrt, Lust schwebt auf allen Wegen, ich aber, über die Klimts gebeugt, liege, lausche, lechze . . . und wünsch Ihnen, lieber Blei, von Herzen dasselbe.

Hermann Bahr.